

# Nicht ohne eine Tochter

An Retortenbabys hat sich die Gesellschaft gewöhnt. Inzwischen aber gibt es immer mehr Eltern, die das Geschlecht ihres Kindes vorher festlegen wollen. Wohin führt das?

Augustbaby“ ist untröstlich, denn sie erwartet das falsche Kind. Sie hat bereits drei Kinder, allesamt gesund, allesamt Jungs, die sie liebt, obwohl sie sich nie einen Sohn gewünscht hat, sondern immer nur eine Tochter. Eben, schreibt „Augustbaby“ auf ingender.com, habe sie erfahren, dass auch ihr viertes Kind ein Sohn sein werde, der ebenso wie die drei anderen Söhne in Zukunft vor ihr herumtollen und sie stets daran erinnern wird, dass ihr Mädchenwunsch unerfüllt bleibt. Für „Augustbaby“ scheint das eine Tragödie. Ihr Herz, schreibt sie, sei gebrochen.

Mary Johnson wünscht sich wie „Augustbaby“ ein Mädchen, was vor allem daran liegt, dass ihr Mann einige Jahre älter ist als die Neununddreißigjährige und das Paar befürchtet, ein temperamentvoller Junge könnte den Vater physisch und psychisch überfordern. Würden sie darüber nachdenken, sich ein Haustier anzuschaffen, wäre es jedenfalls eher ein Goldfisch als ein Jack Russell. Um absolut sicherzugehen, dass ihr die Hebamme am Ende nicht womöglich doch einen Sohn in die Arme legt, sucht Mary Johnson Hilfe bei Jeffrey Steinberg, einem der renommiertesten amerikanischen Reproduktionsmediziner und Arzt an den Fertility Institutes in Los Angeles und New York. Er garantiert seinen Kunden ein Baby mit dem gewünschten Geschlecht.

## Der Assistent Gottes

Das Verfahren nennt sich „Sex Selection“ und ist in Amerika ein Millionengeschäft. In Deutschland ist es, wie in den meisten anderen Ländern, verboten. Eine der wenigen Ausnahmen ist Israel, wobei dort im Gegensatz zu Amerika die Erlaubnis an bestimmte Bedingungen geknüpft ist, über deren Einhaltung eine Kommission wacht. Zum Beispiel muss eine Familie mit Mädchenwunsch bereits mehrere Söhne großziehen, um einen positiven Bescheid zu erhalten.

„Sex Selection“ funktioniert im Grunde nach demselben Prinzip wie die Präimplantationsdiagnostik (PID) – mit dem Unterschied, dass die durch künstliche Befruchtung entstandenen Embryonen, bevor sie in die Gebärmutter eingesetzt werden, nicht nur auf Erbkrankheiten wie Mukoviszidose oder Glasknochenkrankheit, sondern eben auch auf ihre Chromosomenzusammensetzung hin untersucht werden. Unter dem Neonlicht-Mikroskop leuchten die weiblichen Zellen rosarot und die männlichen hellblau. „Für viele Patienten gehört es zum Lifestyle, die Familie geschlechtlich auszubalancieren. Zu mir kommen Frauen, die fünf Söhne haben und sich sehr glücklich wünschen, die eigene Tochter modisch einzukleiden – so, wie ihre Mütter sie einst eingekleidet haben“, sagt Jeffrey Steinberg.

Mittlerweile herrscht ein regelrechter PID-Tourismus. Seine Kunden kommen zu sechzig Prozent aus dem Ausland, vor allem aus Asien und Europa, erzählt Steinberg im Gespräch mit dieser Zeitung. „Wir hatten sogar schon Leute vom Nordpol!“ Die Vorlieben unterscheiden sich: Chinesen und Inder wünschen in mehr als neunzig Prozent der Fälle Jungen, Kanadier zu 58 Prozent Mädchen, und bei den deutschen Kunden betrage das Verhältnis fünfzig zu fünfzig. Der Reproduktionsmediziner sorgt im Jahr für etwa 420 Babys mit Wunschgeschlecht.

Dabei scheint Steinberg nicht der Ansicht, dass er Gott spielt; er arbeite, sagt er, nur Hand in Hand mit ihm, gewissermaßen als sein Assistent. Für Menschen wie Mary Johnson umweht Steinberg wohl tatsächlich ein Hauch Göttlichkeit. Vor wenigen Jahren bot er seinen Kunden sogar an, nach Haar- und Lieblingsaugenfarbe auszuwählen. „Wir hatten die Technik so weit entwickelt und hätten mit großer Wahrscheinlichkeit ein bestimmtes Ergebnis – zum Beispiel blonde Haare und braune Augen – vorhersagen können“, sagt Steinberg. Die Nachfrage sei groß gewesen, „doch religiöse Gruppen baten uns, es nicht zu tun“. Er zog das Angebot zurück. Die Zeit sei noch nicht reif dafür. Aber wer weiß, wie sehr sich die ethischen Maßstäbe in wenigen Jahrzehnten verschoben haben werden. Schon heute ist es in Amerika beispielsweise zulässig, dass gehörlose Eltern mit Hil-

fe der PID ein garantiert gehörloses Kind zur Welt bringen. Wer davon noch nie etwas gehört hat, schaut einen an, als erzähle man eine Horrorgeschichte.

Erinnern wir uns kurz an das Jahr 1978, als in Großbritannien das erste Retortenbaby geboren wurde. Die Empörung war enorm, von Designerbabys war die Rede, von Reagenzglaskindern ohne Seele. Auf solche Gedanken käme heute kein Mensch mehr. Der technologischen Machbarkeit folgt die gesellschaftliche Akzeptanz.

Es wäre anmaßend zu beurteilen, wie tief das Leid derjenigen ist, die einfach keine Tochter oder keinen Jungen zur Welt bringen und bereit sind, 20 000 Dollar für ihr Wunschkind auszugeben. Den Depressiven tröstet nicht, dass sein Nachbar krebskrank ist. Der Schmerz des Einzelnen kennt keinen Vergleich.

Eine Verfasserin mit dem Pseudonym 2Boys4Me zum Beispiel schreibt, sie sei den Anblick von Jungenspielzeug, Jungsklamotten und -zimmereinrichtungen einfach leid, sie ertrage das nicht mehr. Alle, wirklich alle um sie herum hätten mindestens eine Tochter. Ein Leben ohne Tochter scheint für sie absolut unvorstellbar.

Nun könnte man argumentieren, dass die Natur sich ohnehin nichts denke bei der Chromosomenkombination und der Zufall regiere – weshalb also sollte man ihr die Entscheidung überlassen, wenn man sie doch selbst nach eigenen Vorlieben und Sehnsüchten treffen kann, zumal man niemandem einen Schaden zufügt? Das ist die eine Seite. Die andere ist, dass der Entscheidung für ein Mädchen oder einen Jungen die Entscheidung vorausgeht, überhaupt eine Geschlechtsauswahl treffen zu wollen. Der Trugschluss, der sich dahinter verbirgt, ist gefährlich: Es ist der Glaube, dass man durch die getroffene Entscheidung das Risiko einer Enttäuschung minimieren, ja, dass man es sogar ganz ausschalten könnte. Als wäre es bei Kindererziehung möglich, das Unvorhersehbare vorhersehbar und kontrollierbar zu machen.

Immer wieder stößt man in Foren auf Frauen, die davon träumen, mit einer prinzeßinnenhaften Tochter gleichzeitig eine neue beste Freundin mitgeliefert zu bekommen. In einem Beitrag von DRadio Wissen begründeten unlängst die Eltern zweier Mädchen ihren Wunsch nach einem Jungen damit, dass die Töchter nach der Heirat fortziehen würden, während ein Sohn das Geschäft des Vaters übernehmen und sich im Alter um sie kümmern werde – als wäre das bereits heute eine ausgemachte Sache. Den Lebenslauf ihres Sohnes haben die Eltern also schon geschrieben. Ihre Liebe knüpfen sie auf diese Weise unbewusst an bestimmte Voraussetzungen – am Ende ist das Geschlecht nur das erste Glied in einer langen Kette von Erwartungen. Bedingungslose Liebe ist das Gegenteil davon.

## Das „Schicksal“ fällt als Trost aus

Denn was passiert, wenn der Junge gar nicht in die Fußstapfen des Vaters treten möchte? Oder das Mädchen, das Mary Johnson und ihr Ehemann bekommen, hyperaktiv ist? Was geschieht, wenn es während der ersten Jahre nachts unentwegt schreit? Wenn es nicht nur den altersmüden Vater, sondern die komplette Familie in den Wahnsinn treibt? Wenn es sich nicht genderstereotypisch entwickelt oder bald schwer erkrankt und stirbt? Werden sich die Ehepaare nicht ihr Hirn zermarkern und ewig mit ihrer Wahl hadern?

Im Moment der Entscheidung steigt das Enttäuschungspotential ins Unendliche. Solange die Natur für Fakten sorgt, muss man sich keine Vorwürfe machen und kann zumindest einen Teil der quälenden Gedanken von sich schreiben. Nimmt man der Natur diese Aufgabe aber ab, ist das anders. Das „Schicksal“ fällt, als Erklärung oder Trost, dann aus. Im schlimmsten Fall nagt der Gedanke des Hätte-ich-nur ein Leben lang. MELANIE MÜHL

Gabriele Wohmann

## Das Baby

Abends, endlich  
Im Liegesessel,  
Ist das Baby  
Immer noch so  
Sensationell wie  
Mittags im Restaurant  
Am Nachbartisch  
Im hohen Kinderstuhl  
Als sie den Blick  
Auf seinen Missmut  
Nicht lassen konnte.  
Aber jetzt während  
Das Baby immer noch  
Jeder Beobachtung wert ist  
Zieht sie es vor  
Allein zu sein.

# Feuilleton



Auch in einer Scherbenwelt tranken Künstler Tee: „Stilleben mit Selbstbildnis“ von Eberhard Löbel, 1971.

Foto Katalog

## Auch östlich der Grenze gab es Künstler

In Weimar, Erfurt und Gera ist die Vielfalt und Eigenart der DDR-Kunst zu entdecken

Gleich drei Ausstellungen wurden in Weimar, Erfurt und Gera eröffnet, drei mit einem Thema: „Bildwelten in der DDR – neu gesehen“. So lautet der Untertitel der größten Schau im Neuen Museum in Weimar. Bei allen aber zählt am Ende nur eine Frage: Gehören diese Gemälde, Graphiken, Fotografien, Skulpturen und Installationen ins Depot – oder ins Museum?

Darüber ist bereits in zahlreichen deutschen Museen entschieden worden, und für vieles, was aus der DDR kommt, sieht es nicht gut aus. Zum Beispiel bei den Staatlichen Kunstsammlungen Dresden: Als vor zwei Jahren die Galerie Neue Meister eröffnete, freute man sich über die Neuzugänge von Künstlern, die in der Bundesrepublik Karriere gemacht haben: Baselitz, Polke oder Richter. Sie wurden großzügig präsentiert – abgehängt dagegen hatte man die Leipziger Schule, Werner Tübke, Bernhard Heisig und Wolfgang Mattheuer. Andere Vertreter der ostdeutschen Kunst waren in Nebenräume verbann. Und vor dreizehn Jahren wurde die Kunst der DDR in Weimar bei der Ausstellung „Aufstieg und Fall der Moderne“ sogar mit nationalsozialistischen Gemälden kombiniert, wobei die Stellwände mit Müllsäcken verkleidet waren.

Das Gebiet, man kann es nicht anders sagen, ist also verseucht. Doch gibt es diesmal eine kluge und originelle Sicherheitsvorkehrung: Um die alten Muster von Gut und Böse zu meiden, hat man eine neues Expertenteam gebildet – aus Soziologen. Hervorgegangen sind die Schauen aus dem Verbundprojekt „Bildatlas: Kunst in der DDR“, das vom Institut für Soziologie der Technischen Universität Dresden koordiniert wird; Kunsthistoriker sind auch dabei, aber nicht federführend.

Für einen Soziologen ist die Frage, ob etwas gute oder schlechte Kunst ist, zweitrangig. Ihm sind Bilder Dokumente, Quellen. Das gilt für den Teppich von Bayeux ebenso wie für niederländische Stilleben oder eben Werner Tübkes Gemälde „Zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung I“ von 1961. Diese Sichtweise prägt denn auch die Ausstellungsinhalte, in denen die Objekte nach Themen geordnet sind: In Weimar wändeweise Arbeiterdarstellungen, Gera konzentriert sich auf die Darstellung des künstlerischen Arbeitsplatzes, Erfurt auf die christliche Ikonographie – eine Eigenart ostdeutscher Kunst.

Die Kategorien sind schlagend, ohne platt zu sein. Wie etwa die schöne Schau in Gera zeigt, war Arbeitsplatz nicht gleich Arbeitsplatz: Es gibt sie natürlich, die großen Atelierszenen, in denen sich die Maler an der Staffelei in Szene setzen. Es gibt aber auch das wunderbare Selbstbildnis von Peter Graf auf einem Gabelstapler mit dem Titel „Erinnerungen an die Zeit bei der Agrotechnik“ von 1986. Graf, den man von der Kunsthochschule Berlin-Weißensee verwiesen hatte, ver-

diente sein Geld als Transportarbeiter – malen konnte er nur nach Feierabend.

Zwanzigtausend Werke aus 165 Sammlungen wurden im Vorfeld gesichtet. Auch wenn nur ein Bruchteil zu sehen ist, gelingt es, einen Eindruck der Eigenarten wie auch der Vielfalt zu vermitteln. Der Nachteil? Stehe oben – für einen Soziologen ist die Frage nach guter oder schlechter Kunst zweitrangig. Deshalb trifft der Besucher auch auf wirklich grausige Werke, scheußlich gemalt, grässlich überladen. Einen Soziologen mag es beglücken, wenn ein Werk repräsentativ für ein Zeitphänomen ist. Aus Sicht eines Kunsthistorikers hört es aber genau dann auf, Kunst zu sein, wenn es nicht mehr tut, als seine Gegenwart zu bezeugen. Was einen Soziologen strahlen lässt, kann einen Kunsthistoriker zum Heulen bringen.

Insofern geht es den herausragenden Werken in der Ausstellung wie Häuschen an einer Steilküste, die jeden Moment vom tosenden Meer verschlungen werden können. Mehr als nur Einzelstücke hätte man beispielsweise gern von der 1989 viel zu früh verstorbenen Künstlerin Annemir Bauer gesehen, die malte und zeichnete, was sich sonst niemand zu dokumentieren traute – etwa Mauertote. Zu gern auch hätte man tiefer in die Welt des 1976 verstorbenen Albert Ebert geblickt, von dem Erfurt einen kleinen selbstgebaute Altar zeigt, auf dem im Paradies eine Giraffe die Früchte vom Baum der Erkenntnis pflückt. Eine Entdeckung sind die Wandgemälde des Spaniers Josep Renau, der 1958 in die DDR übersiedelte und dort monumentale Auftragsarbeiten schuf.

Doch was ist mit den sogenannten Staatskünstlern der Leipziger Schule um Heisig, Tübke oder Mattheuer, den Malern also, die zu Lebzeiten Erfolg hatten? Die Ausstellungsmacher geben der Weimarer Schau den Titel „Abschied von Ikarus“. Ihre darin enthaltene These ist schlüssig: Der Jüngling der griechischen Mythologie, der zur Sonne fliegen möchte und ins Meer stürzt, steht für Fortschrittsglauben, der zur Katastrophe führt. Ikarus taucht nicht nur bei Heisig, Tübke oder Mattheuer auf. Die Gemälde der sogenannten Staatskünstler sind allgemein von tiefem Pessimismus, von Melancholie, geprägt. Konnte man damit Propaganda für den sozialistischen Staat betreiben? Es bleibt eines der größten Geheimnisse der ostdeutschen Malerei, wie es Werner Tübke gelang, im Auftrag der DDR in Bad Frankenhausen ein riesiges Panorama zu vollenden, das nichts als eine verheerende Apokalypse zeigt. Tübke, der ehrgeizige Pessimist, muss einem nicht sympathisch sein – eigenwilliger ist Kunst jedoch selten.

Kurzum: Manches, was wir in Weimar, Gera oder Erfurt sehen, gehört in ein historisches Museum oder auch ins Depot. Vieles aber – und nur einiges davon kann-

te hier genannt werden – sollte seinen Platz in den großen Kunstsammlungen haben, auch im Westen unserer Republik. Mehr noch: Von der vorbehaltlosen Aufarbeitung der ostdeutschen Kunstgeschichte kann die westdeutsche Kunstgeschichte viel lernen. Wie wurde bei uns Symbolpolitik mit der Moderne betrieben? Welche Ideologie befeuerte den Kult um die Abstraktion? Wer machte im Westen Karriere – und wer fiel aus dem Rahmen?

In Weimar hängt nur ein einziges Bild von Neo Rauch, dem erfolgreichsten zeitgenössischen ostdeutschen Maler, von dem bekannt ist, dass er sich inzwischen von der Leipziger Schule distanziert. Wie der Kunsthistoriker Frank Zöllner auf der begleitenden Tagung ausführte, zählen der Künstler und seine Galerie nur noch diejenigen Arbeiten zum authentischen Werk, die nach 1993 entstanden sind. Rauchs Frühwerk, das noch zu DDR-Zeiten entstand, ist damit herrenlos geworden (F.A.Z. vom 18. Juli).

Ein Drama? Verlogen? Gegenfrage: Wie offen gehen Künstler im Westen mit Informationen um? Es gibt wohl keine Ausstellung mit Werken von Baselitz, die ohne den Hinweis auskommt, dass sein Gemälde „Die Große Nacht im Eimer“ 1963 in Berlin von der Staatsanwaltschaft beschlagnahmt wurde. Unwahrscheinlich dagegen, dass jemand folgende Sätze in einen Katalog tippte: „Werke von Baselitz wurden bevorzugt von großen Unternehmen und Banken gesammelt, von Investmentfonds sogar als Kapitalanlage angeboten. Zuletzt illustrierte der Künstler das Kochbuch von Rita Batliner, der Ehefrau von Herbert Batliner, dem einflussreichen Liechtensteiner Anwalt, Finanztreuhänders und Kunstsammler.“

Sicher, es gibt Unterschiede zwischen Ost und West. Wer sich im Osten mit der Führungsriege arrangierte, muss sich heute fragen lassen, ob er Propaganda betrieb; im Westen würde man die Nähe von Künstlern zu den Führungseliten wohl PR nennen. Die Kategorie des kompromisslosen Außenseiters jedoch, die von Künstlern, Galeristen und Sammlern häufig bemüht wird, ist soziologisch kaum haltbar – diesseits wie jenseits der Grenze.

Im Osten stellt man sich den unbequemen Fragen, im Westen steht die Aufarbeitung des bundesdeutschen Kunstsystems im Kalten Krieg noch aus. Die logische Folge aus dem ostdeutschen Projekt wäre eine Überblicksschau im Westen. Der Titel? „Bildwelten in der Bundesrepublik“. Das wäre mal was. JULIA VOSS

**Abschied von Ikarus. Bildwelten in der DDR – neu gesehen.** Neues Museum Weimar. Bis 3. Februar 2013. Der Katalog kostet 34,80 Euro.

**Tischgespräch mit Luther. Christliche Bilder in einer atheistischen Welt.** Angermuseum Erfurt. Bis 20. Januar 2013. Der Katalog kostet 20 Euro

**Schaffens(r)äume. Atelierbilder und Künstlermythen.** Kunstsammlung Gera, Orangerie. Bis 3. Februar 2013. Der Katalog kostet 17 Euro.

## Rachmaninow!

Was man in Hollywood schon vor einem halben Jahrhundert wusste, als Tom Ewell in der Filmkomödie vom „Verflixten siebenten Jahr“ Marilyn Monroe mit der Musik Rachmaninows in Wallung zu bringen versuchte, das haben jetzt auch die russischen Kulturbehörden bemerkt. In der Petersburger Philharmonie wurde soeben für einen Abend mit Rachmaninow-Symphonie und -Klavierkonzert ein Mindestalter von sechzehn Jahren festgelegt: Viele Kulminationen des hochemotionalen Spätromantikers sprächen nämlich eine explizit sexuelle Sprache, hieß es in einer Erklärung aus der Verwaltung. Diese ist durch ein neues Jugendschutzgesetz verpflichtet, die zarte Psyche von Kindern vor Inhalten zu bewahren, die Ängste auslösen oder widernatürliches Verhalten rechtfertigen können. Zugleich wurde im Petersburger Theater „Erarta“ die Aufführung des zwanzig Jahre alten Monodramas „Lolita“ nach Nabokovs gleichnamigem Roman abgesagt, nachdem eine Gruppe angeblicher Kosaken, Grundschullehrer und Studenten schriftlich gedroht hatte, gegen das als „Hymne auf die Pädophilie“ geschmähte Werk vorzugehen. Die nicht identifizierbaren Unterzeichner erregten sich auch über die Verkörperung von Nabokovs Helden durch den Schauspielveteranen Leonid Mosogwoi, dem vorgeworfen wurde, dass er für den gleichfalls geschmähten Filmregisseur Alexander Sokurov in dessen Meisterwerk „Moloch“ Adolf Hitler gespielt hat. Die russische Kulturrelite ist entsetzt über diese jüngsten Attacken. Wenn man Dummköpfe und Psychopathen in der Kunst nach Perversionen fahnden lässt, gebe es genügend Vorwände, die Eremitage oder das Russische Museum wegen jugendgefährdender Bilder zu schließen, entriest sich der Petersburger Kunsthistoriker Juri Lesman. Von der Schilderung von Ehebruch, Mord, Selbstmord und Prostitution in Tolstois „Anna Karenina“, Dostojewskis „Schuld und Sühne“ oder der Bibel ganz zu schweigen. Schon markieren die großen Theater Bolschoi und Mariinsky, bemüht, den Sittenwächtern von der Duma keine Angriffsfläche zu bieten, den klassischen Kanon mit Mindestaltersgrenzen. Dabei fällt auf, dass Kinder in der Kulturhauptstadt Petersburg anscheinend schneller reifen als in Moskau. Jedenfalls dürfen sie im Mariinsky-Theater den Märchenballetten „Giselle“ und „Don Quijote“ sowie den Puschkin-Opern „Eugen Onegin“ und „Ruslan und Ljudmila“, die das Bolschoi erst ab zwölf für unbedenklich hält, schon mit sechs Jahren bewohnen. kxo

## Heim des Mithras

Heiligtum in Rom wiedereröffnet

Das antike Mithras-Heiligtum in den Caracalla-Thermen, die größte derartige Anlage Roms, wird nach zehnjähriger Restaurierung wiedereröffnet. Im Rahmen der Konservierung wurden die große unterirdische Aula und ein Fresko des Gottes Mithras von Ablagerungen befreit. Das Bild in einer Nische war bereits in der Antike überdeckt worden, vielleicht wegen einer christlichen Verdammung des Kultes. Einzigartig ist eine „fossa sanguinis“, eine mehr als zwei Meter tiefe Grube, über der die kultische Tötung des Stieres vollzogen wurde. Nach der mithräischen Mythologie erneuert sich aus dem Blut des Stieres das irdische Leben. Nach Angaben der römischen Denkmalpflege sollen demnächst weitere unterirdische Anlagen in den Caracalla-Thermen für das Publikum geöffnet werden. Das Mithräum ist zunächst nur im Rahmen geführter Gruppen Touren zu sehen. KNA

## Heute

### Berliner Geschichtslektion

Erst von vielen abgelehnt, dann von den meisten für unentbehrlich erklärt und jetzt von allen gefeiert: Das Deutsche Historische Museum wird fünfundzwanzig. **Seite 29**

### Archäologie und Armut

Bei rund achtzig Prozent ihrer Grabungen war die Archäologie in Nordrhein-Westfalen auf Privatfirmen angewiesen. Nun fehlt ihr Geld – und bald werden Funde fehlen. **Seite 30**

### Heimat für Grenzgänger

Wenn man genau hinschaut, sind die Schnittmengen zwischen den anderen Künsten und dem Kino gar nicht so klein. Beweise liefern eine Tagung und ein Festival. **Kino 31**

### O'zapft is

Auf den Münchner Medientagen spricht Horst Seehofer. Sein Parteisprecher fällt mit einem komischen Anruf beim ZDF auf: Die CSU macht Medienpolitik. **Medien 33**